Ufer, schwer und grau wie geschmolzenes Blei. Die Maschine stampft weiter, wir nähern uns Perugia. Zweimal erscheinen seine leuchtenden Höhen, einmal rechts, das andere Mal links vom Zuge, während er die große Schleife im Tale unterhalb der Stadt macht.

Nach langem Auf- und Absteigen in den treppenartig angelegten Straßen des Ortes gelangen wir in unser Heim, einen großen, dunklen Palast, auf mächtigen, etruskischen Fundamenten erbaut. Hart an der alten Stadtmauer, nach der Straßenseite nur zweistöckig, auf der Rückseite, wo der Berg steil abfällt, vier Stockwerke tragend, bildete er in den blutigen Parteikämpfen der Republik einen festen Verteidigungsturm gegen die nahenden Feinde. Trutzig und herrisch blickt er über das Dächermeer des niedriger gelegenen, neuen Stadtviertels. Jetzt war ein Teil seiner Räume wohnlich hergerichtet und von der Besitzerin, der letzten Nachkommin des Geschlechtes, vermietet worden. Das imposante Äußere des Baues erweckte unsere kühnsten Hoffnungen. Eine breite Treppe führte uns hinauf in unser Quartier. Gleich hinter dem Eingang liegt das Eßzimmer. Welche Enttäuschung! Um einen runden Tisch stehen vier große weiße Holzstühle, so wie sie die Bauern im Tibertal schnitzen. An der Wand lehnt ein gestrichener Küchenschrank, der hinter seinen kleinen Glasscheiben bunt zusammengewürfeltes Deruteser Tongeschirr birgt. Ein grünes Kattunsofa belebt das monotone Grau der getünchten Wände und blaue Gardinen vervollständigen die Einrichtung. Im Arbeitszimmer meines Gatten sah es noch schlimmer aus. Allerlei bunte Oeldrucke suchten den Ernst der Gelehrsamkeit zu stören, kleine hängende Bücheregale mit ausgeschnittenen Papierkanten harrten der schweren Folianten. Eine offenstehende Tür forderte mich zu einem neuen Rekognoszierungsgang auf, der mich zu dem schönsten Teil unseres neuen Heimes führte. Auf dem breiten Vorbogen, der zwischen unserem Hause und dem gegenüberliegenden Palaste eingezwängt ist, breitete ein romantisches Gärtchen seine blumige Pracht aus. Schwere blaue Weintrauben reiften auf dem warmen Tuffstein; eine dunkle Miederlaube umfängt mit ihrem Schatten die Lauscher, die das muntere Treiben des Volkes unten beobachten.

Aus meinen Beobachtungen werde ich jedoch unangenehm durch die Küchengeräusche aufgeschreckt, die mich mahnten, daß ich diesen so wichtigen Raum meines Heimes noch nicht gesehen hatte. In wenigen Minuten stand ich einem mächtigen schwarzen Herde gegenüber. Er war aus Backsteinen gebaut, über und über mit Ruß bedeckt. Ein großer Haufen Reisig lag oben aufgeschichtet und darüber hing an einer Kette ein kupferner Kessel. Ein banges Ahnen beschlich mich und ein Zweifel, ob ich wohl je den Reiz einer solchen Zigeunerküche begreifen würde. An den Wänden hingen Spieße aller Größen, auf die man Fleisch und vor allem die Singvögel steckt, die am offenen Feuer gebraten werden. Ein Wandbrett trug einige blecherne Kaffeemaschinen mit Holzstiel und einen Drahtkorb zum Waschen des Salates. Am Fensterkreuz hing ein anderes Körbchen, die lange Leine war aufgeknüpft. Man läßt es hinab in die Straße, wenn die Glocke den Briefträger oder Straßenhändler ankündet.

Auch einen dienstbaren Geist barg unser Heim. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich seiner Bekanntschaft mit etwas Herzklopfen entgegensah. Würde er mir sofort seine Bedingungen stellen und mir erklären, daß er in einer solchen Umgebung nicht arbeiten könnte? Da kam sie, Esquilina, auf hohen Hackenschuhen einhergetänzelt, das lockige Haar war bis auf die Augenbrauen hinab frisiert und an den Ohren blitzten blanke Ringe, was das stark gepuderte Gesicht noch weißer erscheinen ließ. Freundlich und höflich nahm sie meine Anforderungen entgegen, ihre Bereitwilligkeit immer durch ein „fissignora" beteuernd. Immer langsamer wurde es im Laufe der Zeit, bis es schließlich in ein empörtes „nossignora" umschlug, als ich ihr zumutete, doch einmal etwas anderes als Rindfleisch und Maccaroni zu bereiten. Man kann sich keine Vorstellung machen von der Bescheidenheit des Italieners, was das Essen anbetrifft. Dieses Mittagsgericht und das Beefsteak auf dem Rost gebraten am Abend befriedigen tagaus tagein seinen Gaumen. Die Mißverständnisse mit Esquilina häuften sich. Sie fand es empörend, daß sie mit einer Marktitasche ihre Einkäufe besorgen sollte. Ein großes buntes Taschentuch, in welchem die schwellenden Kohlköpfe weich auf den Erdbeeren ruhten, war entschieden praktischer. Auch unser Wasser- und Wäscheverbrauch entrüstete sie sehr; wie mögen die Deutschen schmutzig sein, daß sie sich so viel waschen müssen!

Eine unerhörte Zumutung war auch das Treppensteigen. Die meisten italienischen Häuser besitzen weder Boden- noch Kellerräume, Vorräte und Wintersachen werden in Kästen und Wandschränken der bewohnten Räume untergebracht. Nur so konnte ich mir auch die ungeheure Zahl unserer Freimieter, der Mäuse erklären. Respektlos tanzten sie bei Nacht über die Betten, verkrochen sich bis in die Kleidertaschen, und ihre Ragezähne schonten weder die Manuskripte meines Mannes noch meine neue Wäsche. Eines Tages jedoch bemerkte ich, daß die unheimlichen Dreiecke in den Tischtüchern eine andere Ursache hatten. Wenn die Waschfrau sie zwischen zwei großen flachen Steinen sauber „zerrieben" hatte, breitete sie die Tücher über die Weißdornhecken hinter dem Hause, wie man das überall zu tun pflegte; und in ihren Gebräuchen sind die Italiener sehr konservativ. Hätte ich für die Tradition der Bräuche mehr Verehrung bezessen, so wäre meinem Hausgeist manche schwere Stunde erspart geblieben. Sein Leiden begann beim Servieren der Speisen. Warum gab es in diesem Hause so viele Teller und Gabeln, die man ohne ersichtlichem Grund immerzu wechseln mußte? In ihrer Praxis hatte sie das Messer als das Instrument kennen gelernt, mit dem man alles aß, Kuchen, Käse, Obst und süße Speisen. Auch die Wichtigkeit des Zahnstochers bei Tisch hatte ich ganz unterschätzt, er darf niemals fehlen, selbst nicht bei dem Morgenkaffee. Als Wahrzeichen des Wohlbefindens nach gelungenem Mahle klemmt man ihn zwischen die engen Schneidezähne und schwelgt, hintübergelegt, in der Erinnerung genossener Tafelfreuden. Mit den Regeln über das Benehmen bei Tisch nimmt es der Italiener überhaupt weniger streng als wir Völker des Nordens, die wir von der englischen Etikette beeinflußt sind. Seinen Platz berechnet er sich gern mit ausgestreckten Ellenbogen, den Hut behält er auf, und das Vorhandensein von Eßbestecken ignoriert er gern zu Gunsten der Finger. Der Neapolitaner bringt es darin zu einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit, so daß die Maccaroni wie ein ununterbrochener Strom über die Finger dem Munde zufließen.

Gerade dieses ungezwungene Benehmen, wenn man will, diese Formlosigkeit, verleidet den meisten Frauen den Aufenthalt in Italien. Sie entrüsten sich über die Eigentümlichkeiten der Italiener im Verkehr und ihrer Lebensauffassung, über ihre Vorurteile, über den Mangel an häuslicher Bequemlichkeit und Gemütlichkeit, der aus der primitiven Lebensart der Menschen entspringt, die engere Fühlung mit der Natur haben als wir. Wie groß sind doch andererseits die Gastgeschenke, die das Land uns Pilgern aus dem Norden beschert! Seinen strahlenden Himmel und seine duftenden Blumen tauschen wir gewiß gern gegen unsere Winterkälte ein. Mir ist, als blieben wir hier länger jung, als blühten unsere Kinder schneller und mühelose auf; als atmete man hier freier und fühlte den Druck der Alltagssorgen weichen, wenn sich die Kuppel von St. Peter über uns wölbt oder die Madonnen Raffaels zu uns sprechen!

Katarina Giese-Bombe.

## Lustige Ecke.

Englischer Humor. In einer kleinen Garnison, wo eine Anzahl Rekruten zeitweilig lag, wurde ein alter Feldwebel beauftragt, festzustellen, zu welcher religiösen Sekte jeder Mann gehöre, und darauf zu achten, daß jeder an dem betreffenden Gottesdienst teilnehme. Einige von den Leuten verspürten keine große Lust, zur Kirche zu gehen, und erklärten daher, Atheisten zu sein. Aber der Feldwebel war ein schlauer Schotte und ein Mann von Erfahrung. „Ah, gut," sagte er, „dann habt ihr nicht nötig, den Sabbat heilig zu halten, und die Ställe haben das Reinigen sehr nötig." Und er kommandierte die Leute zur Stallreinigung. Dies nahm den ganzen Tag in Anspruch, und die Leute kommen auf diese Weise um ihren üblichen Sonntagsnachmittag-Urlaub. Am nächsten Sonntag überstrahlte ein behagliches Grinsen das Gesicht des Feldwebels, als er hörte, daß die Atheisten der Hochkirche von England beigetreten wären.

*

Neue Titel teilen die „Lustigen Blätter" wie folgt mit: Für die Beamten der Klebeanstalt: Klebejer! — Für die Beamten des Postscheckamtes: Postscheckretär!

## Knackmandeln.

**Auflösung des Rätsels aus Nr. 3:**
**„Eidergans".**

### An unsere Rätsellöser.

Wir haben dieses Mal so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser wie sonst zu veröffentlichen. Wir verteilen aber diesmal außer dem Buche noch neun weitere Prämien an Rätsellöser, nämlich

**„Die Schreibmappe des General-Anzeigers für 1910".**

**Prämie: Lessings Werke, 3 Bde., eleg. geb.**
entfiel auf **Emmy Martin,** hier.

**Die Schreibmappe des „General-Anzeigers" für 1910**
entfiel auf: P. Klingner, Frau Hagemann, Frau Hedwig Bräuning, Albert Schuricke, Rosa Uleicher hier, Richard Stich Beuchitz, Fräulein Bracker, Gröbers, Hermann Heye, Dürrenberg, Rottig, Merseburg.

## Rätsel.

Ich komme erst von dir,
Du kömmst hernach von mir,
Man kann mich deine Tochter nennen
Und mir den Muttennamen gönnen.

**Prämie: Shakespeares Werke, 4 Bde., eleg. geb.**

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim. — Druck und Verlag von W. Kutschbach, Belde in Halle a. S.

Hallesche
# Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 4 — Halle a. S., den 23. Januar. — 1910

## Seines Herzens Drehbühne.

Von A. Trinius.

(Nachdruck verboten.)

Goldene, herzaufrührende Sonne strahlte vom blauen Himmelsbogen über Berge, Matten und das freundliche Walddorf K., das sich seit einer Reihe von Jahren keck und mit Erfolg unter die Sommerfrischen Thüringens eingereiht hatte. In der kleinen von Weißdornhecken eingefaßten Kirchgasse stand das freundliche Schulgebäude. Als Hauptlehrer amtierte darinnen Herr Balthasar Knöterich, ein stattlicher Mann in den Dreißigern, blond, mit etwas versonnenen Augen, die von einem gewissen Innenleben erzählten, und einer weichen Stimme, die als Tenor in der Kirche und dem Gesangverein „Waldauf" hoch eingeschätzt wurde. Die Wohnung des vielbegehrten Junggesellen lag im oberen Stockwerk. Im Erdgeschoß befanden sich links von der Tür die beiden Schulräume, je einer nach der Gasse und nach dem Hofe, rechts vom Eingang aber lag das Allerheiligste des Hauses: das Bureau des „Fremdenkomitees", das von Balthasar Knöterich allein verwaltet wurde. Auch war ihm seitens der Behörde die Erlaubnis zugestanden worden, eine kleine Leihbibliothek daselbst zu halten, den Fremden geistige Nahrung auf Verlangen zu liefern und die Einheimischen zugleich auf Wunsch in die Literatur einzuführen. So muß man neidlos anerkennen, daß Balthasar Knöterich in der Tat ein ebenso vielseitiges als anregendes Dasein führte: Lehrer, Tenorist, Bibliothekar, Kurverwaltung in eigener Person. Aber er war noch mehr: er dichtete in schwachen Stunden oder gab sich brütend der Philosophie hin. Und in dieser sonnigen Sonntagsstunde zwischen Kirche und Mittagessen, da saß er heute als Philosoph unter dem Apfelbaum seines Gärtchens, die Stirn ernst in grübelnde Falten gelegt.

Der Lieblingsgegenstand seiner Betrachtungen schaffte ihm mal wieder Unruhe und Zweifel. Der aber lautete: Das menschliche Herz und die Frauen. Er lehnte sich jetzt rückwärts gegen den Stamm und faltete die Hände über das hochgezogene Knie. „Balthasar Knöterich!" murmelte er für sich, „ehrlich: ist dein Herz nicht selbst eine Art Drehbühne? Heute die Blonde, morgen die Schwarze? Heute die treue Martha, morgen diesen flammenden Besuv von Berlinerin? Und kein ein noch aus! Was soll draus werden? Und wer will die Weiber auskennen? Sind sie Dauerbrenner? Eintagsfliegen, glänzende Falter, die der nächste Sturm vernichtet? Leuchtkäfer, die nach einer Liebesnacht auf und davon schwirren? Wer doch da einen Ausweg fände! Schon glaubte ich am Ziele bald zu sein, da tritt diese Fremde in mein Schicksal mitten hinein und alles, was ich mir für die Zukunft aufbaute, stürzt wie ein Kartenhaus zusammen. Ach!"

In diesem Augenblick schrillte vorn die Glocke der Haustür. Der Philosoph sprang auf und eilte über den Hof in den Flur und dann in den kleinen Raum, der die Bibliothek und das Bureau für die Fremden umschloß. Ein blondes, hübsches Mädchen lehnte gegen den schmalen Ladentisch und kraufte sich nun auf, um dem Eintretenden die Hand freundlich zu reichen. Dabei flog eine feine Röte über das offene Gesicht.

„Guten Tag! Herr Knöterich! Wollt mir nur den zweiten Band holen!"

„Nicht wahr, eine famose Geschichte? Aber erst auch, Guten Tag, Fräulein Martha! Dachte immer, ich würde Sie in der Kirche heute sehen, aber da konnt' ich mich blind gucken. Er blickte herzlich zu ihr auf und alles was sein Herz an Empfindungen barg, das schien jetzt in seine Augen überzutreten. Er hatte die eine Hand auf das Buch gelegt, das auch die ihre auf dem Ladentisch hielt und fuhr dann fort: „Freuen Sie sich auf heute abend? Ich denke, unser Konzert soll hübsch besucht werden! Bei den Fremden rechne ich immerhin auf gut hundert Karten, und wenn dann der Ort sich nicht lumpen läßt, so kann der Saal gefüllt werden. Und dann kommt das Tänzchen! Darf ich jetzt schon für den ersten Walzer bitten? Natürlich mit Polonaise!" Sie hob ihre schönen braunen Augen und sah ihn dankbar und fröhlich an. Dann erwiderte sie leise:

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht?! Sehr gern!"

„Aber Fräulein Martha! Wie das klingt! Sie wissen doch . ." Aber sie zuckte die Achseln. Er fuhr fort: „So, und nun will ich Ihnen den „Ingraban" heraus suchen!" Er schob das abgelieferte Buch in das Regal und händigte gleich darauf dem Mädchen den nächsten Band ein. Und wieder berührten sich beider Hände und eine feierliche Pause trat ein, während durch das geöffnete Fenster der Sang der Vögel herein klang. In diesem Augenblick schrillte die Hausglocke und gleich darauf schnellte die Tür weit auf und herein trat eine Dame mit mächtiger Wippe auf dem Kopf, duftig angetan, beim ersten Blick die Großstädterin verratend.

„Ah, guten Tag, Herr Knöterich! Störe wohl? Das täte mir leid!" Sie streifte flüchtig musternd das Mädchen und reichte dann dem etwas verlegen dreinschauenden Lehrer die halb behandschuhte Rechte.

„Guten Tag, Fräulein Warinkow!" erwiderte er und immer noch mit einer Unsicherheit kämpfend, fuhr er fort: „Womit kann ich dienen?"

„Herrgott, wie steif und förmlich Sie plötzlich geworden sind. Was ich will, edler Tenorist? Natürlich ein Billet für heute abend. Man wird sich ja hauen, sie zu hören. Da heißt es sich bei Zeiten nach einem Platze umsehen!"

„Adjes, Herr Knöterich!" Martha nickte freundlich.

„Wollen Sie schon gehen?" Er hielt ihr seine Rechte über den Tisch hin, dabei einen kurzen Blick auf die Dame werfend: Doch Martha schien die Hand garnicht zu bemerken. Ohne weiter aufzusehen, verließ sie rasch den Laden. Die Dame hatte prüfend ihre Augen auf dem etwas verlegen dreinschauenden Lehrer ruhen lassen, nun sprach sie mit leichtem Tone:

„Ein hübsches Kind! Taufrisch würde der selige Berthold Auerbach gesagt haben. Wohl auch so'n Stück Lore zwischen Dorf und Stadt? He? Ah, da ist ja's Billet! Und nun noch einen Wunsch, lieber Herr Knöterich!" Sie wölbte ordentlich den vollen Mund bei seinem Namen und er sagte sich dabei, daß es doch ganz wundersam sein müsse, diese Lippen einmal zu küssen. „Haben Sie vielleicht 'ne gute Wegkarte von der Umgegend? Ich möchte gern in ihren wilden Wäldern herumstreifen, Stimmungen anzusammeln, immer nur Großstadtskizzen zu schreiben, macht müde. Ich lechze ordentlich nach Waldluft und Freiheit!" Hier ließ sie abermals die brennenden Blicke auf ihm ruhen, daß er fast errötete, als er ihr jetzt eine kolorierte Karte auf dem Ladentisch ausbreitete. Sie bog sich tief nieder und glitt suchend mit dem Finger hin und her.

„Bärenstein . . . Bärenstein!" sprach sie so halb vor sich hin. „Es soll dort eben so romantisch sein!" Ach, wir armen Großstadtkinder müssen frühzeitig der Romantik entsagen! Ich finde ihn garnicht! Wollen Sie mir nicht ein bischen behülflich sein?" Da bog er sich ebenfalls eng neben ihr zu der Karte nieder. Er fühlte, wie ihr krauses Haar leicht ihn streichelte. Ihr Atem rührte ihn an und der feine Duft ihrer Haut des tief entblößten Halses machte ihn für ein paar Augenblicke fast schwindlig. Er hörte garnicht mehr hin, was sie alles frisch hinplauderte. Er genoß nur in seligen Schauern den süßen Reiz dieses Weibes, das ihn in diesen wenigen Minuten fest umstrickt hatte. Da fühlte er plötzlich ihre weichgepflegte Hand auf der seinen und eine eigenartig vibrierende Stimme klang an sein Ohr: „Ja aber, mein lieber Herr Balthasar Knöterich, sind Sie denn verzaubert? Sie antworten ja gar nicht mehr? Wissen Sie, aus diesen krausen Strichen und Farbenklexen finde ich mich nicht zurecht. Da werde ich wohl nie zum Bärenstein kommen! Es müßte sich denn ein menschenfreundlicher Mann finden, der . . ." Und wieder brannten ihre Augen sengend in den seinen.

„Wenn meine Begleitung Ihnen nicht unangenehm wäre, so . . . . . ."

„Sind Sie aber ein wundersamer Heiliger! Darauf habe ich nur gewartet! Herrgott, diese Männer! Also abgemacht! Um

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19100123028/fragment/page=0001

zwei Uhr an der Kaiserecke, nicht? Dann kommen wir noch früh genug zum Konzert! Ich bin wirklich ein Sonntagskind, daß mir so viel Glück in den Schoß fällt!" Wieder der Blick, dann reichte sie ihm warm die Hand und führte sie bei seinem Drucke leicht gegen ihren Busen.

Als sie hinaus war, griff der Zurückgebliebene erst nach der Stirn, dann nach dem Herzen. Und endlich legt er ganz zärtlich die eigene Hand, die eben noch in der ihren geruht hatte, auf seine Lippen und sog den zarten Veilchenduft ein. Dann sank er auf den Stuhl.

„Mein Herz ist wirklich eine Drehbühne! Was soll daraus werden?" — — —

An der Kaisereiche hatten sie sich pünktlich getroffen und waren hinauf in den Bergwald gestiegen. Sie hatten gar nicht bemerkt, daß auf einem Seitenpfad Martha mit einer Freundin durchs Gebüsch geschritten war. Die Berliner Schriftstellerin hatte ihn sofort in einen solch reißenden Fluß beredsamkeit gezogen, daß er nahe am Ertrinken war. Er dachte nicht mehr an Martha, an das Konzert, an all seine Verpflichtungen . . . . wie Flammen, rot und sengend, schlug es über ihm zusammen. Stolz, leise Beklommenheit, Seligkeit, wartendes Sehnen . . . . alles floß bei ihm durcheinander. Sie waren schon tüchtig empor geklettert, als sie plötzlich vor einem vorüber springenden Hirsch ausschrie, um gleich darauf seinen Arm zu nehmen, den sie nun nicht wieder frei gab. Und immer wieder kehrte sie ihr blühendes Gesicht ihm zu und ihre Augen schienen sich in den seinen fest zu saugen.

„Wer doch immer hier hausen könnte!" Wieder ein seelenvoller Blick.

Da wagte er zum ersten Male innerste Gefühlsregungen ihr zu verraten. Er drückte warm ihre Hand und flüsterte mit unsicherer Stimme:

„Wäre das schön! Ach, wäre das schön!"

Sie hielt seine Hand fest und es züngelte fast zu ihm heiß ins Ohr:

„Halten Sie mich doch! Aber was wissen Sie von Sehnsucht! Aaaach!" Sie reckte plötzlich die Arme weit aus und stürmte dann ein Stück ihm voran, bis er sie wieder eingeholt hatte. Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn leidenschaftlich.

„Zur Belohnung! Daß Sie mich wieder einfingen!" —

Als Balthasar Knöterich gegen Abend wieder daheim angekommen war, sich für das bevorstehende Konzert umzuziehen, da saß er erst eine lange Weile in der Sofaecke und hatte den Kopf in die Hände gesenkt. Zuweilen stöhnte er auf und dies klang schmerzlich und selig zugleich. Nun sprang er endlich empor, reckte weit die Arme, seine Brust hob sich schwer wie unter Zentnerlasten und wieder suchte ein tiefer Seufzer sich den Ausweg.

„Drehbühne, Drehbühne ist das menschliche Herz! Wie soll das enden? Arme Martha!" Und unter wiederholten Seufzern suchte er die festlichen Kleider zusammen, um eine Stunde später sichtlich bedrückt sich dem Gasthaus zuzuwenden, in welchem das Konzert stattfinden sollte.

Rauschender Beifall folgte jeder Einzelnummer des überreichen Programms. Am lautesten klatschte vielleicht Fräulein Warnikow, die in der zweiten Stuhlreihe Platz genommen hatte. Bei all den Nummern, in denen Balthasar Knöterich allein an die Rampe vortrat, um mit schönem Tenor seine Kunst zu offenbaren, da ließ sie kein Auge von dem Manne los, der unter diesen Blicken wie gebannt nur noch sein Auge in das ihre senkte.

So kam der Schluß. Eine Reihe schlichter Volkslieder, vom gemischten Chor des Waldorfes vorgetragen. Als Dirigent amtierte Balthasar. Unweit von ihm stand Martha. Aber ihre Augen waren tief auf das Notenblatt gesenkt. Es war, als hätte sie heute Abend keine Augen für irgendetwas, das sich im Saale ereignete. Nur ein einziges Mal war es Balthasar gelungen, ihr einen Gruß zuzunicken, den sie kurz und ernst erwiderte. Und jetzt kam das Lied von zwei Königskindern. Es bildete den Abschluß. Weich und wehmütig schwangen sich die reinen, schönen Stimmen durch den Raum. Ein nicht endenwollender Beifall lohnte Chor und Dirigent. Und noch einmal suchte der Blick in das cherne Gesicht des Mädchens einzudringen. Da hob es die Wimpern und er mußte schauen, wie es feucht darunter schimmerte.

Als der Saal ausgeräumt war, um Platz für den Tanz zu schaffen, dachte Balthasar plötzlich an sein gegebenes Versprechen, mit Martha den Tanz zu eröffnen. Aber vergeblich suchte er sie. Auch das berliner Fräulein war heim gegangen. Da schüttelte er das Haupt. Nicht lange darauf schritt er in seiner Stube gedankenvoll auf und nieder. Seine Lippen murmelten. Er sah wirklich recht ernst aus.

Vielleicht ists gut, daß Martha flüchtete. Wie hätte ich ihr sonst ins liebe Gesicht sehen können? Balthasar, nun sei ein Mann! Du mußt wissen, was Du Deiner Ehre und . . . ihrer schuldig bist! Die Würfel sind gefallen. Zieht gibts kein Rückwärts mehr! O, o, o! Diese Drehbühne des menschlichen Herzens!"

Die Sterne und der volle Mond wandelten über die schlafenden Berge, aus dem Wirtshause klang ab und zu ein abgerissener Ton von Tanzmusik . . . . in seinem Stübchen aber saß Balthasar und richtete eine feierliche Werbung an Fräulein Warnikow aus Berlin, daß er nach allem Vorgefallenen sich verpflichtet fühle, seine Hand ihr fürs Leben hiermit anzubieten. Und da er seinen vollen Namen darunter gesetzt hatte, da seufzte er auf wie noch nie in diesem Dasein. Dann suchte er sein Bett auf. — — —

Bereits am nächsten abend hielt er zitternd die Antwort des Fräuleins in seinen Händen. Sie lautete:

„Mein lieber Herr Knöterich!

Sie haben mich wahrhaftig ebenso überrascht als auch erschreckt! Gott, wie tragisch nehmen Sie doch das bischen Leben! Weil wir beide mal eine hübsche Stunde zusammen verlebten, da machen Sie mir in Gewissensbissen einen Heiratsantrag? Aber, bester Freund! So war es doch nicht gemeint?! Wir sind uns einander nicht das geringste schuldig, höchstens, daß wir uns eine freundliche Erinnerung bewahren wollen. Ich denke gar nicht daran, meine goldene Freiheit mir rauben zu lassen. Und dann: Knöterich! Knöterich!! Fühlen Sie denn selbst nicht, daß dies für Berlin völlig unmöglich wäre? Scheiden wir also als gute Freunde. Ich verreise morgen früh, da ich eine Nachricht erhalten habe, die mich nach München ruft. Leben Sie wohl und werden Sie glücklich, wie Ihr gutes Herz es verdient.

Mit vielen Grüßen Ihre

Ilse Warnikow."

Als Balthasar den Brief zum sechsten Male gelesen hatte, da sprang er auf. Etwas wie Befreiung rang sich in ihm herauf. Mein „gutes Herz" schreibt sie. „Einmal hat es mich im Stich gelassen, aber ich will reuig alles gut machen." Nun will ich zum letzten Male die Drehbühne meines Herzens in Bewegung setzen.

Zwei Tage darauf schritt er an einem Bächlein entlang dem Walde zu. Da auf einmal sah er auf der anderen Seite Martha gesenkten Hauptes kommen. Da schlug eine hohe Flamme in seinem Herzen auf. Als sie nahe war, da rief er ihr zu:

„Fräulein Martha! Liebes Fräulein Martha! Sie sind mir böse. Ich fühle es. Auch dem Tanze sind Sie damals entflohen. Ich weiß alles, was Sie mir sagen könnten, ich will mich auch nicht mehr entschuldigen. Und dann die „Königskinder!" Ich habe es wohl gesehen! Fräulein Martha! Uns trennt kein Meer, nur ein Bach! Und wenn Sie mich wieder freundlich anschauen wollen, so komme ich hinüber und mache alles wieder gut."

Da blickte sie recht freundlich über den Bach, den im nächsten Augenblicke Herr Balthasar Knöterich übersprungen hatte. Dann aber geschah ein großes Wunder. Beide küßten sich innigst und lange. Und alles war wieder gut! — — —

## Ein kühner Gaunerstreich.

Erzählung von Kurt von Walfeld.

Der junge, hübsche und lebenslustige Provinz-Schauspieler Franz Möring saß in einem eleganten Kaffeehaus in der Berliner Friedrichstraße und las mißmutig die Zeitung. Der Grund zu seiner Unzufriedenheit lag in der bedenklichen Ebbe seiner Kasse. Plötzlich leuchtete es in seinen dunklen Augen auf, als er folgende kleine Annonce las: „Gesucht wird ein tüchtiger, junger Schauspieler, Liebhaberrollen, gegen hohes Honorar für eine Wohltätigkeitsvorstellung. Angebote unter S. H. an die Exp. d. Blattes."

Möring schrieb sofort eine Offerte und warf den Brief selbst in den nächsten Briefkasten. Bereits am anderen Morgen hatte er folgende Antwort in seinen Händen: „Da ich Sie zufällig von der Bühne her kenne, berücksichtige ich unter den vielen Angeboten zuerst das Ihrige. Ich erwarte Sie morgen, Dienstag nachmittag punkt drei Uhr im Gasthof zur Glocke, Zimmer Nummer zehn. Ergebenst Sophie von Höllcher."

Mit großer Ungeduld sah der junge Schauspieler der Nachmittagsstunde entgegen. Punkt drei Uhr klopfte er an die Tür des Zimmers Nummer zehn. Sofort öffnete ihm eine zwanzigjährige, schöne und höchst elegante Dame die Türe. Verblüfft und entzückt zu gleicher Zeit trat der unternehmungslustige Künstler in das vornehm ausgestattete Zimmer. Nach freundlicher Begrüßung und einem schmeichelhaften Lob über seine Bühnenleistungen lud die junge Dame den Künstler zum Sitzen ein. Dann kam sie sofort auf den Zweck ihrer Annonce zu sprechen, indem sie mit der reizendsten und unschuldigsten Miene sagte: „Es handelt sich in diesem Falle nicht um eine Komödie auf der Bühne, sondern um eine solche im alltäglichen Leben. Sie sollen eine Liebhaberrolle spielen, indem Sie für wenige Stunden meinen Mann vertreten! Staunen und erschrecken Sie nicht, es handelt sich nur um einen kleinen und völlig harmlosen Scherz. Ich werde nichts Böses von Ihnen verlangen. Ich weiß, Sie sind ein Ehrenmann. Das Honorar beträgt dreihundert Mark, die ich mir gestatte gleich auszuzahlen."

Die drei blauen Scheine, welche die Schöne da vor ihm auf den Tisch legte, reizten den abgebrannten Mimen zwar sehr, aber dennoch zögerte er, die verhältnismäßig große Summe zu nehmen, und beinahe verlegen sagte er: „Es liegt mir ganz fern, an der Wahrheit Ihrer Worte zu zweifeln, aber ich möchte doch vorher etwas Näheres erfahren, ehe ich die mir gütigst zugedachte Rolle übernehme."

Die junge Dame lächelte sanft und erwiderte in gewinnendem Tone: „Ich finde Ihr Verlangen ganz gerechtfertigt und will Ihnen gerne und offen die nötigen Mitteilungen machen. Als ich zehn Jahre alt war, das sind jetzt auch zehn Jahre her, da starb plötzlich meine gute Mutter. Ich war ihr einziges Kind. Mein Vater reiste bald nach dem Hinscheiden meiner Mutter nach Südamerika, wo er große Plantagen besaß, die dringend seiner Anwesenheit bedurften, wenn er nicht finanziell ruiniert sein wollte. Das alles erfuhr ich natürlich erst später. Vor seiner Abreise brachte er mich nach Dresden in eine Pension, wo ich bis vor einem Jahre blieb. Zu dieser Zeit lernte ich nämlich meinen jetzigen Mann kennen, einen Bankbeamten. Unsere Heirat erzürnte meinen Vater so sehr,



daß er sich von mir lossagte, brieflich, denn ich habe ihn und er hat mich noch nicht wiedergesehen seit meinem zehnten Jahre. Vor wenig Tagen brachten Berliner Zeitungen die Nachricht, daß mein Vater, der Konsul Berger, als steinreicher Mann nach Europa zurückgekehrt sei und sich in einem weitläufigen Vororte Berlins eine der schönsten Villen gekauft habe. Mein Zweck ist es, meinen Vater sogleich aufzusuchen und seine Verzeihung zu erflehen. Erkennen werden wir uns schon nach früher gewechselten Photographien. Meinen Mann kann ich zu diesem Schritt nicht gebrauchen, erstens weil er augenblicklich geschäftlich in London weilt und zweitens, weil er nicht das Zeug dazu hat, den Demütigen und Reumütigen zu spielen. Diese Rolle sollen Sie übernehmen, nur einmal, beim ersten Wiedersehen. Sie verhalten sich so passiv wie möglich und überlassen mir das Reden."

Der junge Künstler war beruhigt, das ganze Wesen der jungen Frau bezauberte ihn, so daß er alles glaubte. Er nahm die dreihundert Mark an sich und fuhr mit der Schönen nach der Villa des Konsuls Berger. Unterwegs erhielt er noch manche Andeutungen und Belehrungen. In der wirklich fürstlichen Villa des Millionärs Berger angekommen, gelang es der jungen Dame durch ihr vornehmes und entschiedenes Wesen beim Konsul gemeldet und von ihm empfangen zu werden.

Als Sophie von Höllcher den alten Herrn vor sich sah, stürzte sie mit einem Schrei der Freude und Wehmut zu seinen Füßen nieder und spielte die liebende und tief bereuende Tochter so rührend und hinreißend, daß der überrumpelte und gerührte Greis sie mit Tränen der Freude in seine Arme schloß und ihr den koösen Mund küßte.

Auch Möring gefiel dem Konsul als Schwiegersohn ganz gut. Bald saßen die drei in bester Stimmung an einem reich besetzten Frühstückstisch. Nach dem Frühstück zeigte der Konsul auf Wunsch seiner liebenswürdigen Tochter seine ganze Villa und all seine ausländischen Schätze.

Am meisten interessierte sich die junge Frau für das Zimmer, wo der mächtige Geldschrank stand. Neben diesem Zimmer befand sich das Schlafgemach des Millionärs und zwar verbunden durch eine breite Doppeltür, die meistens offen stand, selbst nachts. Sophie von Höllcher war ganz liebende und zärtliche Tochter und beherrschte die Situation, nützend für angeblicher Gatte mit der Zeit seine Rolle als unangenehm und peinlich empfand.

Endlich schlug seine Erlösungsstunde. Seine Pseudo-Gattin erklärte dem Konsul, ihr Mann müsse heute noch in dringenden Geschäften nach London abreisen. Sie wolle ihn zum Bahnhof begleiten, aber morgen käme sie zum Mittagessen wieder, um dann so lange zu bleiben, wie der liebe Vater es gestatte.

Das seltsche Ehepaar trat die Rückreise nach Berlin an, und schon am Potsdamer Bahnhof wurde der junge Mime mit freundlichem Dank und Händedruck entlassen.

Tief in Gedanken versunken wanderte Möring nach der Friedrichstraße, betrat sein Stammkaffee und setzte sich an eins der kleinen Marmortischchen in der Nähe der großen Fenster, die den Blick auf die stets belebte Straße gestatten. Er saß noch keine Viertelstunde dort, da sah er Sophie von Höllcher vorbeigehen und zwar in Begleitung eines Herrn, dessen scharf umrissenes Gesicht ihm bekannt vorkam. Lange grübelte er darüber nach, wo er dieses scharfe, glatt rasierte Gesicht mit dem unangenehmen Ausdruck schon gesehen habe.

Plötzlich sprang Möring erschrocken auf, bezahlte eiligst und suchte seinen Freund, den Detektiv Henkel auf. Dort hatte er das Bild des Mannes, nämlich seine Photographie im Verbrecheralbum, gesehen. Fast atemlos vor Anstrengung und Eile kam er bei dem Detektiv an, der ihn jovial begrüßte. Sofort aber wurde er ernst, als er vernahm, was den jungen Freund zu ihm getrieben hatte. Ohne viel Worte zu verlieren holte er sein Verbrecheralbum und schlug es auf. Schon bei der dritten Seite zeigte Möring auf ein Bild und rief erregt: „Das ist er!"

Der Detektiv nickte verständnisvoll und sagte: „Der Mann ist einer der kühnsten Einbrecher, der selbst vor dem Kleinsten nicht zurückschreckt. Brauchst keine Angst zu haben! Du hast deine Schuldigkeit getan. Jetzt nehme ich die Sache in die Hand. Lebe wohl bis übermorgen! Dann erwarte ich Dich hier, um diese Stunde, dann werde ich Dir Bericht erstatten. Jetzt habe ich keine Zeit mehr zu verlieren." Die beiden Freunde trennten sich nach kurzem Abschied.

Als Sophie von Höllcher am anderen Nachmittag in der Villa des Konsuls erschien, fand sie zu ihrer unangenehmen Ueberraschung den Vater nicht allein. Ein recht alter, weißhaariger Herr war bei ihm, den er ihr als Onkel Edmund vorstellte mit den Worten: „Du erinnerst Dich doch des alten Onkels?"

Sie sah den Greis im Silberhaar prüfend an und sagte dann in sicherem Tone: „Gewiß, Onkel Edmund, kenne ich Dich noch, obwohl Du sehr weiß geworden bist."

Sie sah nicht das merkwürdige, kurze Aufzucken in dem auffallend klaren Augen des Greises, nicht den Schmerz im Antlitze des Konsuls. Der Greis stellte noch verschiedene verfängliche Fragen an die junge Frau, die sie ihrer Ansicht nach klug und gewandt beantwortete.

Man ging dann bald zu Tische, wo man es sich gut schmecken ließ und sehr guter Laune war. Die junge Frau trank viel von dem guten Wein und ermunterte auch die beiden alten Herrn zum Trinken. Schon gegen neun Uhr abends wurde Onkel Edmund sehr müde und wünschte zu Bett zu gehen. Bald lag anscheinend alles in der Villa im tiefsten Schlummer. Onkel Edmund schlief neben dem Schlafzimmer des Konsuls.

Die elite Stunde schlug, da schlich sich Sophie, noch in vollständiger Toilette, leise zur Hoftür, öffnete sie geräuschlos und ließ den Mann eintreten, mit dem Möring sie zusammen gesehen hatte. Sie flüsterten einen Augenblick leise miteinander und schlichen dann ganz unhörbar nach dem Zimmer, wo der Geldschrank stand. Dort machte sich der Einbrecher mit einer verblüffenden Geschicklichkeit an das Oeffnen des Geldschrankes, während Sophie die Diebeslaterne hielt.

Im Nebenzimmer schnarchte der Konsul leise, anscheinend in festem Schlaf. Dieses leise, regelmäßige Schnarchen beruhigte die Verbrecher so sehr, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit dem Schranke widmeten und es nicht merkten, wie durch die Tür hinter ihnen Onkel Edmund eintrat, der jetzt von einer jugendlichen Behendigkeit war. Ihm folgten zwei riesenstarke Kriminalbeamte.

Eben hatte der Einbrecher die äußere Tür des Geldschrankes eröffnet, da fühlte er sich plötzlich umfangen, und ehe er sich versah, hatten ihm die beiden Beamten die Hände auf dem Rücken gefesselt. Seine schöne Begleiterin aber fühlte sich von den Armen des greisen Onkels Edmund umschlungen, die eine jugendliche Kraft zu besitzen schienen, denn sie vermochte es mit aller Anstrengung nicht, sich dieser Umarmung zu entziehen. Dann wurden ihr die zarten Hände von einem der Beamten nach vorne gefesselt. Das alles geschah so schnell und überraschend, daß selbst die Verbrecher keinen Laut von sich gaben, so sehr hatte der Schreck sie gelähmt. Ohne Widerstand zu leisten, folgten sie den beiden Beamten nach dem unten harrenden Wagen, der sie nach dem Gefängnis brachte.

Onkel Edmund blieb im Zimmer, dehnte sich voll Behagen und rief mit klangvoller Stimme dem im Nahmen der Verbindungstür erscheinenden Konsul fröhlich zu: „Der Fang wäre glücklich gelungen! Die beiden Vögel sind für lange Zeit sicher untergebracht!"

Dann riß er Perücke und Bart herunter, und das freudig strahlende Gesicht des Detektivs Henkel wurde sichtbar. Der Konsul, der angekleidet im Bette gelegen und das ruhige Schnarchen sehr geschickt nachgeahmt hatte, schüttelte traurig das graue Haupt und meinte: „Dem Manne schadet es nichts, daß er einen Lohn für seinen frechen Einbruch erhält, aber seine hübsche Gewissin tut mir leid! Wie kann so ein reizendes Wesen auf solche Abwege geraten?"

Der Detektiv machte eine abwehrende Bewegung und entgegnete eifrig: „Die junge Person verdient Ihr Mitleid nicht, denn sie ist eine der gefährlichsten Hochstaplerinnen und die Geliebte ihres heutigen Genossen. Ich bin fest überzeugt, die Gerichtsverhandlung wird ergeben, daß sie es war, die den kühnen Gaunerstreich beim Leben der Zeitungsnachrichten erdacht hat, daß sie sich mit Ihrer wahren Tochter persönlich in Verbindung gesetzt hat, um dieser Ahnungslosen die nach jeglichen nötigen Einzelheiten hinterlistig und schlau zu entlocken. Nein, nein, diese geschlichte Schöne verdient kein Mitleid. Bedenken Sie, nur ein Zufall hat Sie gerettet!"

Bevor der Detektiv nach einiger Zeit Abschied vom Konsul nahm, sagte dieser in weicher Stimmung: „Wollen Sie mir noch einen großen Dienst erweisen?"

„Selbstverständlich, wenn es in meiner Macht steht!" entgegnete dienstbeflissen der Detektiv.

„So reisen Sie bitte morgen gleich zu meiner wahren Tochter in Dresden und bringen Sie mir dieselbe mit ihrem Manne hierher. Ich will den beiden nicht länger vorenthalten, was ich einer Abenteurerin bewilligt habe."

Zwei Tage später küßte der Konsul seine echte Tochter und umarmte seinen richtigen Schwiegersohn.

Möring erfuhr dies alles von seinem Freund, dem Detektiv, und er ging natürlich straflos aus dieser für ihn beinahe unangenehm gewordenen Affäre heraus.

## Aus dem Leben einer deutschen Hausfrau in Italien.

Ueber Italien und seine Bewohner, über das Reisen und Leben in diesem gesegneten Lande ist schon unendlich viel geschrieben worden. Jeder betrachtet es aus seiner Interessensphäre heraus. Der Künstler schwelgt in dem Farben- und Formenreichtum der Natur und ihrer künstlerischen Darstellung, der Forscher preist die Archive und die kostbaren Bibliotheken, die ihm ein schier unerschöpfliches Material für seine Studien liefern, und für die Vielen, die eine Reise zum Vergnügen gen Süden führt, bietet ein kurzer Aufenthalt eine Reihe leuchtender, froher Eindrücke, die in Briefen und Reiseschilderungen bleibende Form gewinnen. Doch nie hat vielleicht jemand das Tagebuch einer deutschen Frau durchblättert, die aus der nordischen Heimat nach Italien verpflanzt wurde und in einer umbrischen Bergstadt ihr junges Heim aufschlagen mußte.

Oft und gern wandern meine Gedanken zurück zu den ersten Wochen und Monaten, die ich in der neuen Umgebung verlebte und in den ungewohnten Verhältnissen, die jede Stunde, voller Ueberraschungen, zu einem Erlebnis gestalteten. Schon die Reise gab mir eine Vorstellung von dem Land und seinen Bewohnern. Als wir Florenz hinter uns hatten, versenkte ich mich andächtig in das ungewohnte Landschaftsbild. Meine Augen, an die Haferfelder und Kartoffelplantagen unserer lieben Mark gewöhnt, ruhten mit Entzücken auf der grünen Hügellandschaft: Umbriens, auf den fruchtbaren Geländen, wo Getreide, Oliven und Weintrauben auf demselben Boden gedeihen, wo sich die gelben Maisfelder leuchtend von dem Abendhimmel abheben. Jetzt eine scharfe Biegung des Zuges und vor uns liegt wie ein strahlendes Feuermeer der Trasimenische See. Eben taucht die Sonne hinab, wirft unendliche Feuergarben über die Wellen, aus denen sich dunkel und massig die bewaldeten Inseln des Sees herausheben. Aller Blicke folgen dem blinkenden Sonnenball, immer schneller gleitet er hinab, immer höher scheinen die Wasser zu steigen, bis sie auch über das letzte Streifchen brennenden Rot am Horizonte schlagen. Ein Frösteln geht durch die Natur, schwerer rollen die Wogen ans

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19100123028/fragment/page=0002